

- schaften, hrsg. von H. Kaelble und J. Schriewer, Frankfurt a. M. 1999.
- 2 M. Werner/B. Zimmermann, „Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité“, in: *Annales HSS*, 2003, 58-1, S. 7-36, sowie dies., Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen, in *GG 28* (2002), S. 607-636.
 - 3 Vgl. die Rezension von M. Middell zu: M. Werner, B. Zimmermann (Hrsg.), *De la comparaison à l'histoire croisée*. Paris 2004, in: *H-Soz-u-Kult*, 29.04.2005, <<http://geschichte-transnational.clio-online.net/rezensionen/2005-2-075>>

Alexandre Kostka

Christophe Charle/Jürgen Schriewer/Peter Wagner (Hrsg.): Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2004, 558 S.

Seit geraumer Zeit machen sich die Sozial- und Geisteswissenschaften den „Netzwerk“-Begriff zueigen, den sie aus seinem ursprünglichen natur- und technikwissenschaftlichen Zusammenhang gelöst und teils adaptiert, teils neu konnotiert haben.[1] Seitdem kursiert er regelrecht transdisziplinär und ist längst auch in der internationalen Geschichtswissenschaft angekommen.[2]

Im Vorwort machen die Hrsg. plausibel, warum sie mit der Diskussion von transnationalen Intellektuellennetzwerken nicht etwa einer Konjunktur folgen, sondern sich eines analytischen Konzeptangebots annehmen, von dem Erhellendes zu erwarten steht: Für die wissenssoziologische und wissenschaftshistorische Forschung nämlich, die die Autoren des Bandes repräsentieren. Im Kontext anhaltender „Globalisierung“ – in deren Zuge einerseits die Disziplinen und akademischen Kulturen im 21. Jh. irreversibel verwoben erscheinen und andererseits für den einzelnen Wissenschaftler weder lokale Standorte der Wissensproduktion noch nationale Voraussetzungen der akademischen Systeme plötzlich ungültig werden – erweist sich der Netzwerkbegriff als hilfreich, weil er zur erforderlichen Reduktion oder Konkretisierung und Zuspitzung komplexer Zusammenhänge einlädt und dennoch verfrühte Eindeutigkeit vermeidet: Der Spannungszustand zwischen nationaler Prägung und internationaler Orientierung von Wissenschaft und seine soziale oder wissenschaftspraktische Vermittlung lässt sich durch die Netzwerkanalyse gleichermaßen abbilden, untersuchen und historisieren: Im Netzwerk wird konkreter bestimmbar, wie Individuen, Forschergruppen, disziplinäre oder universitäre Verbände und Kollektive sowie

Institutionen und Wissenskulturen über die Zeit hinweg an der Produktion von Wissen und Wissenschaft im (inter-)nationalen Bereich beteiligt waren und sind.

Diesem Leitthema des Bandes entspricht eine plausible Anordnung der Einzeltexte. Die drei Hauptteile halten sich an die implizierte Raumdimension und weiten daher den Blick auf nationale Prägungen der Wissensproduktion und ihre transnationale Ausdehnung im ersten Teil in zwei Richtungen: Der zweite Teil thematisiert im spannungsvollen Gegenzug einen gleichzeitig beobachtbaren Regress zu nationalen oder lokalen Wissenskulturen, der dritte schließlich folgt den Spuren diverser Netzwerkbildungen im internationalen Maßstab. Die fast gleichgewichtigen Themenblöcke werden jeweils durch Einleitungen der drei Herausgeber zusammengehalten, so dass die 15 Einzelbeiträge nicht nur übersichtlich arrangiert, sondern auch konzeptionell miteinander verknüpft sind.

Die erste Sektion des Bandes (*National Traditions and the Emergence of Transnational Forms of Knowledge*) wird von der Beobachtung zusammengehalten, dass den seit dem ausgehenden 19. Jh. dezidiert nationalen Wissenschaftstraditionen schon im Vorfeld des Ersten Weltkrieges transnationale Wissensbestände und Wissenschaftspraktiken zur Seite traten.

Die Gemengelage von nationalen und transnationalen Wissensstrukturen und -konzeptionen wird dann im Rahmen von zeitlich und thematisch eingegrenzten Fallstudien aus unterschiedlichen Disziplinen- und Länderperspektiven ermitelt.

Peter Wagner fragt nach den nationalen Traditionen der Soziologie und Sozialwissenschaften allgemein. In den nationalen Wissenschafts- und Wissensformen spiegeln sich demnach zum einen die jeweiligen soziopolitischen Ordnungen (vor allem) der Stand der Staats- und Nationsbildung), in die die Wissensproduktion jeweils eingebettet ist. Zum anderen prägen sich – nicht zuletzt im Rahmen einer spezifischen Nationalsprache vermittelte – kognitive Traditionen der Forscher nationale Wissenschaftscharakteristika mit aus. Bis hierhin beschreibt *Wagner* Wissenschaftsfelder national, um dieser Diagnose allerdings anschließend die relativierende Beobachtung zutiefst heterogener Feldstrukturen etwa in Gestalt unterschiedlicher binnennationaler Subdisziplinen gegenüberzustellen. *Jonathan Harwood* dekonstruiert anschließend den Gemeinplatz von der gegenüber den Geistes- und Sozialwissenschaften per se stärkeren internationalen Ausrichtung der Naturwissenschaften am Beispiel der Genetischen Forschung in Deutschland und den USA zwischen den Welt-

kriegen. Nationale Prägung und transnationale Ausrichtung der Naturwissenschaften werden hier eher in einem Verlaufsmodell untergebracht und es wird von daher für eine stärkere Historisierung entsprechend vergleichender Untersuchungen plädiert. *Jean Dhombres* beobachtet Prozesse der Internationalisierung bis in die frühen 1920er Jahre stärker von einer strukturellen Warte aus und erachtet Internationalisierung auf dem Disziplinenfeld der Mathematik als Ergebnis entsprechender Netzwerkaktivitäten einzelner Wissenschaftler, die keinesfalls zwingend mit wissenschaftlichem Erkenntnisfortschritt, sondern häufig eher mit einer reinen Addition (juxtaposition) bislang national separierter Disziplinenzugänge zusammenfiel. *Peter Schöttler* vergleicht deutsche und französische Historikernetzwerke in der ersten Hälfte des 20. Jhs. und arbeitet implizite Transfers und Abstoßungen zwischen französischen und deutschen Historikern in der formativen Phase der französischen *Annales* heraus. Die Netzwerkanalyse weist *Schöttler* als gewinnbringenden mikrohistorischen Zugriff aus, der im konkreten Fall die Zwischenkriegszeit als Phase epistemologischer Übergänge charakterisierbar macht. *Anne Marie Moulin* illustriert mit ihrer Fallstudie zum 1888 gegründeten Pariser Institut Pasteur, wie sich internationale

Forschernetzwerke in einem komplexen Prozess von Kooperation, Konkurrenz und Hierarchiebildung institutionalisierten. Dies wird als kognitiver Vorteil ausgewiesen, weil die Internationalisierung wesentlich dazu beitrug, die koloniale Prägung der französischen Forschung aufzubrechen. Zuletzt erörtert *Eckhardt Fuchs* am Beispiel belgischer und britischer Projekte zur Etablierung internationaler Bibliographien einen ganz spezifischen strukturellen und praktischen Modus der internationalen Standardisierung von Wissenschaft in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Dem Wissenstransfer sollte auf diesem Wege eine effiziente Infrastruktur für den Informationsaustausch verfügbar gemacht werden. Freilich organisierten sich die Wissenschaftsinternationalisierer durchaus in konkurrierenden Netzwerken und waren in ihren Aktivitäten so stark von den politischen und kulturellen Rahmenbedingungen ihrer Zeit geprägt, dass man vom Internationalisierungsziel wiederholt im Zuge nationaler Exklusionen (vor allem Deutschlands) abkam.

Damit illustrieren die Beiträge der umfangreichsten ersten Sektion, wie zumindest in den hauptsächlich berücksichtigten Ländern Deutschland, Frankreich und USA starke Institutionen der Wissenschaft nationale Stile aufzuprägen vermochten, während sie paral-

lel dazu transnational aufgelokert wurden: Erstens internationalisierten sich die Strukturen der Wissenschaftspraxis – im Rahmen von Migrations- und Austauscherfahrungen einzelner Wissenschaftler, von internationalen Kongressen, Wissenschaftsorganisationen und Publikationsunternehmen. Zweitens wurde Internationalität bereits seit Ende des 19. Jhs. zu einem Argument im zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurs selbst, indem sie zugleich für die Erkenntnismöglichkeiten moderner Wissenschaft stand, die keine nationalen Einhegungen kennen dürfe. In dieser Spielart erwies sich die Internationalität der Wissenschaft drittens zugleich als politisches Schlagwort, da sie sich programmatisch gegen die Nationalisierungstendenzen der Zeit wandte.

In der zweiten Sektion (*Intellectual Transfer and Cultural Resistance*), die nach Spuren verweigerter Internationalisierung fragt, legt *Christophe Charle* einleitend einen kritisch reflektierten Transferbegriff zugrunde, in dem brennglasartig die Kriterien für eine international vergleichende Analyse von Wissenschaftstransfers eingefangen werden. Das in der Sektion veranschlagte Kriterienraster berücksichtigt zunächst allgemein Zivilisations- und Kulturunterschiede zwischen der „Ausgangs“- und der „Empfänger“-community, fragt –

ganz auf dem Stand der aktuellen Kulturtransferforschung – nach der Rolle der Mittler. Vor allem betont es die Bedeutung intervenierender Faktoren, die sich ganz handfest aus Sprachbarrieren oder, analytisch schwerer zu fassen, aus einer tatsächlichen oder vermeintlichen Bedrohung identitärer Grundelemente einer Wissenskultur ergeben können und den Transfer dann modifizieren oder ausbremsen.

Zuerst zeichnet *Michael Werner* Netzwerkbildungen unter französischen Philologen im 19. Jh. nach und rückt mit dem Begründer der romanistischen Philologie, Gaston Paris, und dem Begründer der vergleichenden Grammatik, *Michel Bréal*, die Mittlerfiguren im Wissenschaftstransfer in den Mittelpunkt. *Peter Drewek* untersucht einlässlich die Rezeption amerikanischer Bildungskonzepte im deutschen Forscherdiskurs zwischen 1860 und 1930 und bescheinigt dabei den deutschen Zeitgenossen eine spezifische Verspätung und argumentative Trägheit, die erst nach dem Ersten Weltkrieg abgebaut wurde. Die Wahrnehmungsdisposition (hier) der (deutschen) Rezipienten beim Blick auf potentielle Transferobjekte wird als zentrale Ursache für Tempo und Reichweite des Austauschs benannt. Die beiden folgenden Beiträge dehnen den Horizont den Transferperspektive über Zivilisations-

und Kulturgrenzen hinaus, indem sie nun nach Wissenschaftstransfers zwischen China und der westlichen Welt fragen. *Yongling Lu* und *Ruth Hayhoe* argumentieren am Beispiel der Curricula zweier chinesischer (Sprach)Lehrinstitute, dass zwischen 1860 und der Chinesischen Revolution 1911 europäische Wissensbestände verstärkt auf dem Weg von Übersetzungen ins Chinesische nicht nur Eingang in das dortige Wissenschaftssystem fanden, sondern zügig westliche Wissensbestände nach China schleusten. *Barbara Schulte* demonstriert anhand der sprachphilosophischen und interdisziplinär ausgerichteten chinesischen Subdisziplin der „Kulturlinguistik“, wie Diskurse über den Wissenstransfer mit Europa auch zur Identitätsbildung und Kohärenz der chinesischen Forscher beitragen konnten. Indem Wissenschaftsinternationalisierung hier als Diskursthema verstanden wird und seine zeitgenössische Erörterung als Instrument der Selbst- und Fremdbildprägung, erhält der Beitrag über seinen eigenen Gegenstand hinaus auch Bedeutung für entsprechende Austauschprozesse innerhalb des „Westens“.

In der letzten Sektion (*Network Formation and Mobility Patterns in an Emerging World Society*) fokussiert *Jürgen Schriewer* einleitend noch einmal konkrete Netzwerkkonstellationen wie die mobilen Stu-

denten und Akademiker, die zugleich weit über den wissenschaftlichen Einzugsbereich hinaus zu Exponenten des sozialen, kulturellen und ökonomischen Transfers in einer global vernetzten Welt (*world-level interconnection*) wurden.

Rudolf Stichwehs Beitrag zur Geschichte weltweiter studentischer Mobilität zwischen Universitäten vom späten Mittelalter bis ins 20. Jh. eröffnet eine Langzeitperspektive, aus der die Universitäten von jeher ihre Studenten zwar auf lokale oder nationale Wissenschaftskulturen verpflichteten, ihnen zugleich aber einen fast serankenlosen Kosmopolitismus eröffneten, der selbst in Hochphasen nationalisierender Abschottung nie ganz verschwand. *Victor Karady* untersucht datengestützt die studentische Mobilität an westlichen Universitäten zwischen 1880 und 1939 und macht plausibel, dass eine historische Bewertung des Prozesses angesichts der heterogenen Motivations- und Interessenlagen der Studenten wie der Universitäten als Vertreter der Bildungssysteme nur schwer zu leisten ist. *Christophe Charle* vergleicht intellektuelle Netzwerke am Beispiel von internationalen Wissenschaftlerkontakten an der Sorbonne in Paris und an der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin zwischen 1890 und 1930. Die Internationalisierungsimpulse verdankten sich demnach auf beiden Seiten

nicht unwesentlich einem direkten Wettbewerb, bevor gegen Ende des Betrachtungszeitraums Europa aus politischen Gründen so stark an Attraktivität verlor, dass die Verlagerung der internationalen Kontaktorte über den Atlantik nach den USA begann. Einer Gegenbewegung zum Internationalisierungstrend trägt *Jean-Christophe Bourquin* Rechnung, indem er in den französischen *Missions Littéraires* zwischen 1842 und 1914 den Niederschlag ungebrochener staatlicher Beeinflussungen der Wissenschaft erkennt. Zuletzt bilanziert *Jürgen Schriewer* die bis in unsere Tage anhaltende Gleichzeitigkeit von internationalen und nationalen oder lokalen Wissenschaftskulturen und stellt die Parameter und ersten Ergebnisse eines entsprechenden transkulturellen DFG-Projekts vor, in dem verschiedene Varianten und Valenzen von Wissenschaftsinternationalismen einschließlich der Netzwerke als ihrer Träger weltweit miteinander verglichen werden.

Insgesamt unterbreiten die Herausgeber und Beiträger ein überaus reiches Argumentationsangebot. Die analytische Reichhaltigkeit bleibt allerdings weitgehend auf die Einzelbeiträge versprengt. Eine abschließend Bemerkung zu den – in den Beiträgen unterschiedlich theoretisch reflektierten – „Netzwerken“ wäre hilfreich gewesen, um deren wissenschaftshistorische und -soziolo-

gische Signifikanz je nach Disziplin, historischer Epoche und gesellschaftlicher, politischer und kultureller Einbettung mit ihren multiplen Konfigurationsmustern, Kohäsionen und Brüchigkeiten, (in)formellen Funktionen und Wissensressourcen noch einmal systematisch zu beschreiben.

Dessen ungeachtet gibt der Band zentrale Impulse für eine Wissenschaftsgeschichte als Geschichte (inter)nationaler Netzwerke. Als Orientierungsmarke kann die Leitthese wirken, dass das vielfach thematisierte Spannungsverhältnis von nationalen und transnationalen Trends der Wissenschaftskulturen und -praktiken nicht in einer Art ‚Whig-History‘ der am Ende „globalen“ Wissenschaft aufzulösen ist. Entsprechend wird immer wieder gezeigt, dass gerade kein Weg zwingend von den nationalen Eigentraditionen hin zu einem unaufhaltsamen transnationalen Universalismus führt oder führen müsste. Aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht und vor dem Hintergrund der facettenreichen Einzelstudien des Bandes scheint an dieser Stelle ein Desiderat auf: es sind historische Studien dringlich, die sich in einem abgesteckten Feld an ein Gesamtpanorama wagen. Empirisch geerdet z. B. in einer vergleichenden Untersuchungsanordnung wären die Gegenläufigkeiten von nationaler Eigentradition, Transferprozessen und Transferblockaden konzipiert (statt mit wechselnden Ver-

gleichsfällen) darzustellen. Auch wären – stärker, als dies im Transfermodell von *Charle* berücksichtigt scheint – die Transferaktiken und strukturellen und kognitiven Synkretismen zu beschreiben, die am Ende der unterschiedlichen Transferprozesse z. B. in den europäischen Wissenschaftssystemen schon in der ersten Hälfte des 20. Jhs. stehen. Zweifellos braucht es, um mit geschliffenen Analyseinstrumenten dorthin zu kommen, transdisziplinär ausgewiesene Sammelbände wie diesen.

- 1 Die wichtigste Literatur nennt der Sammelband.
- 2 Vgl. hier nur als Beispiel B. Lorentz, Die Commerzbank und die ‚Arisierung‘ im ‚Altreich‘. Ein Vergleich der Netzwerkstrukturen und Handlungsspielräume von Großbanken in der NS-Zeit, in: VfZ 50(2002), S. 237-268.

Helke Rausch

Florence Baillet: L'utopie en jeu. Critiques de l'utopie dans le théâtre allemand contemporain. Paris: CNRS Éditions 2003, 262 S.

Die starke Politisierung, welche die deutsche literarische Debatte nach 1990 gekennzeichnet hat, scheint jetzt ein Ende zu nehmen und einer nüchterneren Betrachtung beider Literaturen Platz zu machen. Eine solche analytische Betrachtung der ost- und westdeutschen literarischen

Entwicklung vor der Wende unternimmt *Florence Baillet* anhand der Kategorie Utopie.

Baillet geht von der Feststellung aus, dass „Ende der Utopien“, Pessimismus und Neigung zur Katastrophe zu vorherrschenden Kategorien in der westdeutschen Zeitschrift *Theater heute* würden. Eine ähnliche Entwicklung macht auch die Autorin sichtbar, was das Theater der DDR angeht: In *Theater der Zeit* würden Leiden, Wehmut und Hoffnungslosigkeit zu den Hauptcharakteristika dramatischer Texte. Sie setzt sich daher zum Ziel, diesen ab den 60er Jahren in der ost- und westdeutschen Theaterszene herrschenden Diskurs über Utopie nachzugehen. Als Quelle benutzt die Autorin nicht nur die bedeutendsten Zeitschriften der beiden Länder *Theater heute* und *Theater der Zeit*, die als Vermittlungsinstanzen zwischen der Welt des Theaters einerseits und der politischen Macht, der Gesellschaft und dem Publikum andererseits gelten. Zu diesen beiden Quellen kommen Texte von Heiner Müller und Thomas Brasch (DDR), Botho Strauss und Franz Xaver Kroetz (BRD), die im Hinblick auf ihre Utopiekritik analysiert werden.

Schon in der Einleitung stellt die Autorin eine verschiedene Stellung der Utopie in der BRD und in der DDR fest. Im Gegensatz zur BRD wirkte die Utopie grundlegend für die 1949 gegründete DDR. Die DDR